

# „Wer den Markt moralisch fassen will, fasst immer nur sich selbst.“

Deregulierung, Staatsabbau und Privatisierung sind nur die oberflächlichen Auswüchse des Neoliberalismus, betonen Kritiker und weisen auf die Ökonomisierung von Norm- und Werthaltungen jedes Einzelnen hin. Gerade diese behauptete Subtilität macht den Neoliberalismus zum geeigneten Gegenstand der neuesten deutschen Literatur.

Von Alexander Preisinger

## Neoliberalismus als Gesellschaftstheorie

„Wer sich auf den Staat verlässt, ist früher oder später verlassen“<sup>(1)</sup>, sprach der ehemalige österreichische Finanzminister Molterer bei der abschließenden Wahlkampfveranstaltung der ÖVP. Etliche Wochen zuvor hatte er am Europäischen Forum Alpbach sich für die Selbstverantwortung und Eigeninitiative des Bürgers ausgesprochen. Zwei Blitzlichter die freilich symptomatisch sind: Wiewohl die Bezeichnung Neoliberalismus nicht genannt wird, so sind sie Ausdruck einer ganz bestimmten gesellschaftspolitischen Rhetorik und Argumentation, die in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich an Raum gewonnen hat und von Kritikern als neoliberal eingestuft wird. Das Verhängnisvolle am Neoliberalismus ist, dass er ganz im Gegensatz zur akademischen Neoklassik eine selbstständige Gesellschaftstheorie entwickelt hat und die aktiv von bestimmten Interessengruppen propagiert wird. Die Rede vom Rückzug des Staates auf seine „eigentlichen“ Kernanliegen, die Forderung an den Einzelnen zu mehr Selbstverantwortung und Einzelinitiative und „Mythen“<sup>(2)</sup> wie „Geht’s der Wirtschaft gut, geht’s uns allen gut“ haben in den letzten Jahrzehnten das rheinische Kapitalismusmodell zum Auslaufmodell erklärt.

Neben diesen „objektiven“ Veränderungstendenzen wird dem Neoliberalismus aber auch vorgeworfen ein subjektveränderndes Projekt zu sein, indem spezifische Diskurse lebensweltliche Bestimmungsmacht erhalten. „Im neoliberalen Wertekanon wird aus dem Menschen ein Objekt der von ihm nicht beeinflussbaren gesellschaftlichen Entwicklung – es ist ein Dasein der Unterordnung unter den permanenten Sachzwang“, kritisiert etwa Ptak<sup>(3)</sup> diese Wirtschaftsauffassung. Als Schlüsseltext dient das vom neoliberalen Wirtschaftsnobelpreisträger Gary S. Becker verfasste Buch *Die Ökonomik des Alltags*, in dem die Humankapitaltheorie den Markt als Bezugsinstanz im Individuum verortet und damit den Menschen zum Unternehmer seiner selbst macht: Die Familie wird zur Produktionseinheit, die ihre Betriebskosten zu minimieren sucht und gegebenenfalls ein langfristiges Investitionsgut – sprich Kinder – herstellt. Die neoli-

beralen Argumente, durch Werbung, Politiker und Medien bewusst, aber meistens unbewusst, propagiert, gewinnen an gesellschaftsveränderndem Einfluss. Normen Fairclough etwa weist dies anhand einiger Beispiele aus der Alltags- und Politikersprache zum Thema Flexibilisierung nach: Flexibilisierung erfährt in den letzten Jahren eine semantische Umwertung und positive Besetzung. Solche subtilen Beeinflussungen bezeichnet Gabriele Michalitsch als neoliberale Domestizierung des Subjekts: „flexibel und individualisiert, kommunikativ und international, genoptimiert und zukunftsgläubig, unternehmerisch und konkurrenzorientiert, aktiv und maximierend“ sind die Adjektive des erfolgreichen Subjekts. Der „Neoliberalismus formt Lebensbedingungen, denen sich der/die Einzelne zu unterwerfen hat, aber er strukturiert auch die Deutung der Welt und des Menschen“<sup>(4)</sup>.

Nun ist es gerade der Literatur zu eigen, dem schwer zu Verbalisierendem und Subtilem eine Stimme zu verleihen, was mit Hinblick auf den Neoliberalismus seit den 1990er Jahren in der deutschen Literatur auch intensiv passiert ist. Allerdings propagiert diese Literatur keine platte Ideologiekritik, keinen Nachruf auf bessere Zeiten oder Utopien. Stattdessen ist sie mehrdeutig, widersprüchlich und lädt zum Nachdenken ein.<sup>(5)</sup>

## Kathrin Röggla *wir schlafen nicht*

Neoliberaler und poetischer Diskurs treffen sich etwa in Kathrin Röggla *wir schlafen nicht*<sup>(6)</sup>. Die Autorin hat nach Gesprächen mit „consultants, coaches, key account managerinnen, programmierern, praktikanten usw.“ (RS Umschlag) das Material fragmentiert, neu montiert und kunstvoll fiktionalisiert. Die Gespräche sind durchgehend kleingeschrieben und fast ausschließlich in indirekter Rede gehalten. Der Titel des Buches ist Programm für die interviewten Angestellten, für die Arbeitstage jenseits der 14 Stunden die Normalität darstellen.

Röggla führt Menschen vor, die sich selbst als Marktteilnehmer und Unternehmer ihrer selbst definieren und denen die politische Perspektive des eigenen Handelns völ-

lig abhanden gekommen ist. Gesellschaft wird nur noch auf einzelverantwortlicher, individueller Ebene gedacht. Die Protagonisten verfügen kaum über Familien oder über soziale Sicherungsnetzwerke: „du wohnst als wg in einem appartement [...]. du arbeitest sehr viel, weil du sowieso nicht anderes machen kannst, du hast hier ja keine sozialisation. du baust auch keine auf, weil du weißt, du bist hier in ein paar monaten wieder weg“ (RS 33). „ja, er habe zwei kinder. sicher, es sei mehr so eine wochenendbeziehung, die er zu ihnen unterhalte, aber er rufe durchaus unter der woche immer wieder mal an und erkundige sich“ (RS 71). Dementsprechend, und im Sinne einer marktkonformen Selbstinstrumentalisierung, passt sich das Subjekt an den Berufsalltag an: „also seine leistung überrasche ihn nicht, genauso wenig wie seine leistungsfähigkeit. die habe er immer schon einkalkuliert, die wundere ihn nicht. dass er mehrere tage durcharbeiten könne, auch das wundere ihn nicht wirklich, das sei nicht interessant.“ (RS 34) An Narzissmus grenzendes Selbstvertrauen, Dynamik, Leistungsbereitschaft und „eine gewisse emotionale stabilität“ (RS 147) sind die serialisierten Eigenschaften, die monoton in den Gesprächen anklingen und den Stereotyp eines neoliberalen und kompetitiven Subjekts entwerfen. „An die Stelle gesellschaftlicher Interessenskonflikte tritt nur noch als individueller Kampf wahrnehmbare Wettbewerb aller gegen alle.“<sup>7)</sup> Kategorien wie Arbeitsplatzverlust, Rationalisierungsmaßnahmen oder Arbeitszeiten werden apolitisch gedacht und als Konsequenzen scheinbar objektiver Sachzwänge verstanden, denn „gegen verkaufszahlen lasse sich eben nicht anargumentieren und auch nicht gegen notwendige veränderungen in der unternehmensstruktur.“ (RS 48) Oder: „der dreifache familienvater, der dann ohne lohn und brot dastehe, den gebe es ja doch eher nicht. [...] letztendlich sei man eben dabei, der arbeitgeberfront genügend munition zu bieten, ordentliche kaliber wie dieses argument ‚tot oder leben‘. das verstünden immer gleich alle, auch der betriebsrat.“ (RS 37) Dieser scheinbaren Entideologisierung, die sich mit keiner Klasse oder politischen Richtung assoziiert fühlt, ist auch die Klage über Arbeitszeiten jenseits der 14 Stunden fremd. In eigentümlicher Weise verschwimmt berufliche und private Sphäre. Die möglichen Freiräume werden instrumentalisiert vom Beruf her gedacht: „und am Sonntag müsse er sich dann meist regenerieren, damit er Montag morgen wieder fit auf der matte stehen könne“ (RS 71). Das „runterkommen“ (RS 123-128), also die arbeitsfreie Zeit, ist entsprechend schwer zu verwirklichen, „er wisse dann meist nichts mit sich anzufangen, sei unansprechbar, bzw. könne es passieren, daß ihn eine depression erwische oder er krank werde.“ (RS 123)

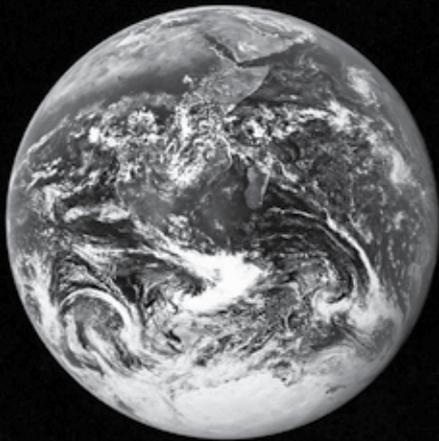
Die Arbeit wird als konstitutives Element der Selbstverwirklichung verstanden, „Wirtschaftswachstum, Erfolg im Wettbewerb und persönliches Glück ergänzen sich“.<sup>8)</sup>



Unternehmensziele und persönliche Ziele gehen ineinander auf, der Wert der Arbeit ermisst sich nicht nur monetär, „denn das liege doch auf der hand, dass auch ein attraktiver arbeitsplatz einen marktwert habe und an den meistbietenden verkauft werden könne. das sei eine logik, die im prinzip eingängig sei, nur von manchen nicht verstanden würde.“ (RS 90) Die Arbeit wird als freiwillig empfunden, die Angestellten „sind ebensogut Täter wie Opfer der globalisierten, neoliberalen, postpostmodernen, posteuphorischen Wirtschaftsverhältnisse“.<sup>9)</sup> Die gleiche Ambivalenz kennzeichnet auch die Sprache der Protagonisten: Indem diese sich so überdeutlich als apolitisch versteht, ist sie letztlich damit schon wieder ideologisch besetzt. Die Rede gehört durch den Konjunktiv I – als uneigentliche Rede – weder den Figuren noch der Erzählinstanz, wie Eva Kormann argumentiert. „Was die Figuren reden, hat wenig mit ihrer ‚ureigenen‘ Person zu tun und viel mit gesellschaftlichen Diskursen und sozialen Dispositiven zu tun.“<sup>10)</sup> Die Gespräche wirken zitaftaft, schablonisiert und standardisiert. Die Textmontage samt der regiehaft-typisierten Protagonisten überzeichnet somit die monologische und alternativenlose Struktur neoliberaler Diskursivität, also jenes von Michalitsch behauptete und gesellschaftlich unhinterfragte Normalisierungsprojekt: „Die ökonomische Sprache entpuppt sich selbst als ideologisch und eindimensional.“<sup>11)</sup>

### **Martin Walsers *Angstblüte***

Die Verbindung von Markt und Selbst kommt in Walsers *Angstblüte*<sup>12)</sup> in der Figur des 71-jährigen Finanzdienstleisters Karl von Kahn idealtypisch zum Ausdruck, dessen Motto „Bergauf beschleunigen!“ ist (WA 76) und der seine Zitate vom „Hausgott“ (WA 94) Warren Buffet bezieht: „It’s not that I want Money. It’s the fun of making it and watching it grow.“ (WA 190) Diese Geldvermehrung um ihrer Selbstwillen gerinnt beim Anlageberater zur Philosophie. „Wie dem Maler die Welt zu einem Andrang von Motiven wird, so boten sich ihm, wo er hinkam, Möglichkeiten an, Geld zu vermehren.“ (WA 121) Diese Geldvermehrung um des Geldes Willen ist, so Kahn, die wahre Möglichkeit Werte zu schaffen und tritt in Reinform im Zinseszins-Zins, also der Verzin- >



**Kunden, die dieses Produkt gekauft haben, haben auch folgende Produkte gekauft...**

sung von Zinseszins, auf: „*Der Zins ist die Vergeistigung des Geldes. Wenn der Zins dann wieder verzinst wird, wenn also der Zinseszins erlebt wird, steigert sich die Vergeistigung ins Musikgemäße. [...] Wenn wir aber den Zinseszins-Zins erleben, erleben wir Religion. [...] Spürbar wird Gott. Auf jeden Fall entspricht ihm nichts so sehr wie die Zahl.*“ (WA 244)

Walser greift den Zins- bzw. usura-kritischen Diskurs auf, der sich von der Antike (Aristoteles) bis ins Mittelalter spannt und gegen den sich sein Protagonist explizit wie implizit stellt. Explizit tut er dies, indem Karl von Kahn etwa eine Bibelinterpretation im Sinne Luthers – den „*Matthäus für Anleger*“ (Matthäus 25,26) – vollführt. Freilich verschweigt Kahn bei seiner einseitigen Bibellektüre neben dem mosaischen Zinsverbot oder der Bergpredigt Jesu auch das folgende Matthäus Zitat: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Matthäus 6,24). Dass Geld aus sich selbst heraus Werte schafft, steht, wie der Finanzdienstleister richtig erwähnt, auch gegen „Aristoteles, Thomas von Aquin und Karl Marx“ und deren „Antikapitalistenarie vom bösen Zins“. Anknüpfend bei einer antiken Ökonomie<sup>13)</sup> des ganzen Haushaltes hatte Thomas von Aquin den Zins, auch usura, als Wucher bezeichnet und abgelehnt. Mehrfach lehnt die Bibel das Leihen von Geld gegen Zinsen ab (etwa Leviticus 25,35; Hesekiel 18,13; Psalm 15). Augustinus sah den Frevel des Zinses in seiner zeitlichen Permanenz. Die Zeit gehört nur Gott, der Wucherer aber stiehlt die Zeit, indem er das Geld permanent für sich arbeiten lässt. Implizit spricht vor allem die essentialisierte Wachstumsmetaphorik von Kahns gegen das „contra naturam“-Argument der Scholastik, wie es sich bei Ezra Pound lyrisch umgesetzt findet. Die Selbstvermehrung des Geldes galt dem Mittelalter als unnatürlich, da Geld als unfruchtbar verstanden wurde. <sup>14)</sup> Der Wucher, dieser war nicht der überhöhte Zins, sondern der Zins generell, wurden auf mehreren Konzilen und Synoden verboten.<sup>15)</sup> Walser hat diese Kapitalismuskritik im Text reflexiv verarbeitet, wenn er seinen Finanzdienstleister zynisch von der „kulturellen Fraktion“ sprechen lässt: „Das waren Leute, die den Geldhandel, das Investitionswesen und die Spekulation verachteten“ (WA 44) und „trivialkapitalistisches Zeug“ (WA 79) – Sprüche wie „*Das Kapital hat den Menschen zu dienen, nicht der Mensch dem Kapital*“ (WA 122) – von sich geben.

Karl von Kahn schöpft seine Argumente aus dem Angebot neoliberaler Rhetorik: „Auf nichts ist so wenig Verlass wie auf alles Staatliche. Der Staat schafft nichts. Er reguliert. [...] Es wird eine Zeit kommen, und zwar schon bald, da werden die Staaten abgestorben sein, leere Fensterhöhlen der Bürokratie.“ (WA 27) Der Staat als Bremse der Innovation, als Überregulierer und „Wertvernichtungsorganisation“ (WA 443). Karl von Kahn geht implizit von einer selbstständigen Verbesserung der Welt aus, während bewusst steuernde Eingriffe nur negative Konsequenzen nach sich ziehen: „Der Weltprozess entscheidet sich immer für das Bessere. [...] Die Schlacht wird vom Besseren gewonnen. Das ist ein tautologisches Axiom. Das ist die Formel, nach der jeder irdische Prozess verläuft.“ (WA 27) Ort dieser sozialdarwinistischen Weltverbesserung ist der Markt, auf dem die Wirtschaftssubjekte kompetitiv aufeinander treffen und so für eine dynamische Entwicklung sorgen. Diese Marktmechanismen werden essentialisiert, indem sie zu „Naturgeschehen“ (WA 24) stilisiert werden. Der Markt ist etwa das „Nervensystem“ (WA 117), „die Erträge werden mit den Bäumen wachsen“ (WA 118), Zins und Zinseszins sind das „Lebendige“ (WA 24). Der Markt wird in der Metaphorik des Wetters dargestellt (vgl. WA 240), der sich von menschlicher Beeinflussung unberührbar zeigt: „Je mehr Natur in einem Vorgang, desto weniger Willkür. In den Ahnungen des Marktes, die ich nicht Bestrafungen nenne, ist weniger Willkür enthalten als in allen anderen von Menschen produzierten Systemen.“ (WA 414) Diese Naturalisierung des Marktes ist eine Bedingung für die amoralischen Marktaufassung: „Wer den Markt moralisch fassen will, fasst immer nur sich selbst.“ (WA 408) Die Adam Smithsche „Unsichtbare Hand“ des unregulierten Marktprozesses ist unübersehbar. Wie der Staat seine Bürger in die nun selbst zu verantwortende „Freiheit“ entlässt – allerdings im Sinne einer Freiheit von staatlichen Sicherungssystemen – strebt auch Karl von Kahn nach der Unabhängigkeit: „Da alle Menschen, durch welche Umstände auch immer, so sind, wie sie sind, gibt es, will man leben, kein anderes Ziel, als von ihnen unabhängig zu sein.“ (WA 407) Karl von Kahn macht aus der neoliberalen Marktaufassung seine Lebensphilosophie, indem er Marktmechanismen als persönliche Leitideen versteht. Hier verschafft sich die „neoliberale[] Ideologie der grenzenlosen Geldvermehrung geradezu ihre dichterische Legitimation“<sup>16)</sup>.

## Neoliberales Sprechen

So unterschiedlich die gewählten Beispiele ihrer Intention nach auch scheinen, so ähnlich sind sie einander: Sowohl in dem Roman Rögglas als auch Walsers wird der Neoliberalismus als integraler Bestandteil persönlicher Lebensentwürfe und Leitvorstellungen verstanden. Die literarische Bearbeitung des Neoliberalismus arbeitet dabei mit ganz bestimmten Codes der Darstellung (Arbeitsüberlastung, Selbstverlust, blinde Rationalität, Metaphern: Wirtschaft als Naturphänomen, Kapitalismus als Religion und historische Diskurse, etwa katholische Zinskritik). Literatur als Medium, das Sprache selbst zum Gegenstand der Darstellung macht, lenkt damit die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Zusammenhang von Sprache, Denken und Weltsicht. Deutlich hat diesen Zusammenhang der Dramatiker und Autor Peter Turrini in seiner Ansprache im Rahmen der Salzburger Festspiele am 21. August 2005 zum Ausdruck gebracht: „Wenn Sprache Bewusstsein schafft, dann schafft die Reduzierung von Sprache ein reduziertes Bewusstsein. Ist Ihnen aufgefallen, wie nachhaltig das Wort ‚Arbeiterklasse‘ aus unserem Sprachgebrauch verschwunden ist?“<sup>17</sup> Im Bezug auf den neoliberalen Diskurs scheint selbst Walsers Karl von Kahn die Ansprache Turrinis – Die Privatisierung des Unglücks – jedenfalls unfreiwillig zu stützen:

*Sobald er [Karl von Kahn, A.P.] allein war, mußte er sich oft nicht mehr zu helfen. Mutlosigkeit breitete sich aus in ihm. Die Welt war anders. Sie rächte sich dafür, dass er sie gepriesen hatte, obwohl er wußte, dass sie anders war. [...] Jeder Mensch muss jedem anderen Menschen gegenüber die Welt preisen. Sonst hört sich alles auf. Verzweifeln darf jeder für sich. (WA 28)* ■

1) Erich Witzmann: VP-Finale: „Ich bin stolz, dass ich so bin, wie ich bin“. In: <http://diepresse.com/home/politik/neuwahlen/417886/index.do> (Zugriff 28.9.08) | 2) Vgl.: BEIGEWUM: Mythen der Ökonomie. Anleitung zur geistigen Selbstverteidigung. Hamburg: VSA 2006. | 3) Ralf Ptak: Grundlagen des Neoliberalismus. In: Kritik des Neoliberalismus. Hrsg. v. Christoph Butterwegge, Bettina Lösch, Ralf Ptak. Wiesbaden: VS 2007. S. 61. | 4) Gabriele Michalitsch: Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von der Leidenschaft zum Kalkül. Frankfurt, New York: Campus 2006 (= Reihe „Politik der Geschlechterverhältnisse“ Bd. 23). S. 14. | 5) Weitere Werke sind u.a.: Dobelli: Und was machen Sie beruflich?; Hacker: Die Habenichtse; Händler: Wenn wir sterben; Streueruwitz: Entfernung. | 6) Kathrin Röggl: wir schlafen nicht. Frankfurt a. M.: Fischer 2006. (i.F. zitiert als RS) | 7) Michalitsch: Neoliberale Domestizierung. S. 95. | 8) Michalitsch: Neoliberale Domestizierung. S. 96. | 9) Holger Noltze: Klettern im Kontrollgebirge. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 83 (07.04.2004). S. 36. | 10) Eva Kormann: Jelineks Tochter und das Medienspiel. Zu Kathrin Röggl: wir schlafen nicht. In: Zwischen Inszenierung und Botschaft. Zur Literatur deutschsprachiger Autorinnen ab Ende des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Ilse Nagelschmidt, Lea Müller-Dannhausen u. Sandy Feldbacher. Berlin: Frank & Timme 2006 (Literaturwissenschaft 4). S. 233. | 11) Phil C. Langer: Auf der Suche nach Arbeit. Ökonomisierung der Sprache. In: Freitag. Die Ost-West-Wochenzeitung, [www.freitag.de/2004/25/04251401.php](http://www.freitag.de/2004/25/04251401.php) (Zugriffsdatum 07.02.2008). | 12) Martin Walser: Angstblüte. Hamburg: Rowohlt 2006. (i.F. zitiert als WA) | 13) Vgl.: Erich Kaufer: Spiegelungen wirtschaftlichen Denkens im Mittelalter. Innsbruck, Wien: Studien-Verlag 1998 (Geschichte & Ökonomie, Bd. 10). S. 57–64. | 14) Am Ende des Mittelalters am Beginn der frühkapitalistischen Entwicklung wurde der Kaufmann als auch der Kreditgeber zunehmend unabdingbar für das Gemeinwesen, was, glaubt man der These Jaques le Goffs, zur theologischen Begründung des Fegefeuers führte. Vgl.: Jaques le Goff: Wucherzinsen und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter. Stuttgart: Klett-Cotta 1988. | 15) Vgl.: Bernard A. Lietaer: Das Geld der Zukunft. Über die zerstörerische Wirkung unseres Geldsystems und Alternativen hierzu. Aus dem Amerikan. Von Heike Schlatterer u. Ursel Schäfer. München: Riemann 2002. | 16) Werner Onken: Martin Walser. Angstblüte. In: Zeitschrift für Sozialökonomie 152 (2007). S. 33. | 17) Peter Turrini: Privatisierung des Unglücks. In: forum wissenschaft, [www.forumwissenschaft.at/kommentare/kommentar34.html](http://www.forumwissenschaft.at/kommentare/kommentar34.html) (Zugriffsdatum: 07.02.2008).



## Finanzmarktkrise

Der Staat ergreift die Initiative: „Schutzschirm für die Sparer“